

»Gesehen werden ist existieren« (J.M. Hull)

1

Im Rahmen eines autobiografischen Essays »Touching the Rock«¹ erzählt der blinde englische Theologe John M. Hull von den Erfahrungen mit seinem seit der Kindheit stetig abnehmenden und im Alter von 48 Jahren gänzlich erlöschenden Sehvermögen und stellt diese Erfahrungen in einen religiösen Verstehenskontext. Zum Zeitpunkt, da er zu schreiben beginnt, ist er ein national und international renommierter Theologe an der Universität Birmingham.

Aufgewachsen in Australien, hat er nach verschiedenen Studien- und Berufsphasen in Europa eine Karriere als Professor für Religionspädagogik durchlaufen, die ihn über zahlreiche ehrenvolle Berufungen schließlich auf den Lehrstuhl an der Universität Birmingham gebracht hat. Dort ist er seit der Zeit der Studentenunruhen tätig, hat sich in zahlreichen Büchern und Veröffentlichungen innovativ und auch politisch engagiert mit der Reform religiöser Erziehung befaßt, daneben zusammen mit europäischen und US-amerikanischen KollegInnen die Initiativen zur Gründung einer internationalen Vereinigung ISREV (International Seminar on Religious Education and Values) entwickelt, deren Generalsekretär er seitdem ist. Und über viele Jahre gab er die im Fach führende britische Zeitschrift »British Journal of Religious Education« heraus.

Hulls außerordentlich beeindruckender Essay scheint ein prägnantes *Beispiel für theologisches Verstehen von Schlüsselerfahrungen* zu bieten. Denn seit Beginn der Kulturgeschichte sind gerade elementare Verluste Erfahrungen wie Erblindung, Gehörlosigkeit oder auch Sprachlosigkeit als Symbol von und als Schlüssel zum Verständnis für Glaubenserfahrungen gebraucht – und pädagogisch vielfältig auch mißbraucht – worden.

Motiviert durch eine existenzielle Krisenerfahrung im Alltag wird dem Leser hier die Re-Interpretation der Biografie von der Schlüsselerfahrung der Erblindung aus präsentiert. Die Verlusterfahrung stößt einen

1 John M. Hull, *Touching the Rock. An Experience of Blindness*, London 1990, dt. *Im Dunkeln sehen. Erfahrungen eines Blinden*, München 1992. Dieses Buch hat in wissenschaftlicher, kirchlicher wie gesellschaftlicher Hinsicht eine international breite Resonanz gefunden: Neben zahlreichen Übersetzungen in niederländischer, italienischer, deutscher, spanischer, französischer, hebräischer, japanischer und thailändischer Sprache liegt eine Ausgabe in Blindenschrift vor, ebenso entsprechende TV- und Radioproduktionen.

Lern- und Lebensprozeß an, der für die Person das ganz elementare Bedürfnis nach Verstehen hervorruft. Persönliche Erfahrungen werden dabei aber nicht nur in einen von Kindheit an vertrauten Interpretationsrahmen religiöser Sprache gestellt, sondern in kritischer Auseinandersetzung findet zugleich ein Stück Neu-Bestimmung dieses Interpretationsrahmens statt.

Es verbietet sich für mich aus persönlichen wie sachlichen Gründen, Hulls autobiografischen Essay zum »Material« oder zum »Fall von ...« zu machen, an dem allgemeine Thesen zur Glaubenserfahrung oder auch zum Problem der Schlüsselerfahrung illustriert werden sollten. Aber wenn gute Theorie und Theologie vorgängige Erfahrung nicht erzeugen, sondern klären helfen wollen und vor allem: wenn hier in persönlicher Krisenerfahrung die Hilfen der gedanklichen Klärung als Therapeutikum in Anspruch genommen werden, dann kann man und frau sich von diesem persönlichen Zeugnis aus leiten lassen, die Erklärungskraft überpersönlicher Theorien zu diskutieren und weiterführende Fragen notieren. Dazu seien hier einige Ausgangspunkte markiert.

2

Hull schildert in seinem von 1983 an geschriebenen Buch² die Stationen der alltagspraktischen Umorientierung nach der gänzlichen Erblindung in bezug auf universitäres Berufsleben wie auf die familiäre Situation und seine Emotionalität in allen Einzelheiten, verschweigt dabei Krisenerfahrungen keineswegs. Er läßt LeserInnen Anteil haben an scheinbar banalen Entdeckungen, die er über die Veränderung seines Orientierungsvermögens vom Sehen hin zum »akustischen Sehen« macht. Der triumphierenden Behauptung seines dreijährigen Sohnes Thomas beim Spielen mit dem blinden Vater »Wenn ich die Augen zumach, kannst du mich nicht sehen!« geht er nach und erfaßt damit sehr konkret Selbstverständlichkeiten der Wahrnehmung sehender Menschen.

Er analysiert seine veränderten Erfahrungen mit der Wahrnehmung auch seiner Leiblichkeit und Sexualität, so etwa die fundamentale Bedeutung des Angesichts für elementare Zuwendung und intime personale Kommunikation. Eine besondere Irritation stellt für ihn die Grundierung menschlicher Sprache im Sehvermögen her, die er nach Verlust des Augenlichts in ihrer exkludierenden Wirkung auf blinde Menschen um so schmerzlicher registriert. Wenn von der gewöhnlichen Floskel »Ich sehe, was du meinst« bis hin zu elaborierten Metaphern gilt: »Die gesamte Struktur unserer gewöhnlichen, alltäglichen Gespräche setzt eine

2 Die erste Fassung des Buches reichte bis 1986. Eine erweiterte und um zwei Kapitel ergänzte englische Neuauflage erschien unter dem Titel *On Sight an Insight. A Journey into the World of Blindness*, Oxford 1997. Zitiert wird im Folgenden aus der deutschen Fassung.

sichtbare Welt voraus«³, dann verzerrt das immer schon Kommunikationsversuche zwischen sehenden und blinden Menschen. Durch solche Einsicht fühlt sich Hull wiederum gedrängt, den Differenzen in den Möglichkeiten menschlicher Beziehungsaufnahme zwischen Sehen und Hören genauer nachzuspüren.

Vom Gehörsinn behauptet er mit Recht die Asymmetrie zwischen Hören und Gehörtwerden. »Es hat den Anschein, daß es keine genaue visuelle Parallele zu dem Gegensatz von Klang und Stille gibt. Das Hörbare kommt und geht anders als das Sehbare. Klänge haben die Qualität einer Zuwendung. Man kann Klänge nie besitzen, man kann nie so über sie verfügen, wie man vom Sehen Gebrauch macht.«⁴ Die Möglichkeit der Verfügbarkeit im Akt des Sehens in zwischenmenschlicher Beziehung stellt eine indirekte Referenz mit der Metaphorik des Hörens in ihrer religiösen Bedeutung her. »Die Dichotomie von Klang und Stille ist daher ein sehr wirkungsvolles Medium des Transzendenten. Sie verweist auf das, über das wir keine Macht haben, das kommt oder nicht kommt, das geheimnisvoll beginnt und ebenso geheimnisvoll endet, für das wir immer offen sind, aber aufmerksam bleiben müssen. Wohl darum galt es zu allen Zeiten als frevelhaft, Gott anzuschauen, aber als zulässig, Gott zu hören. Klänge sind transzendent.«⁵

Hull verschweigt nicht, daß er über das Innewerden seiner Wahrnehmungseinschränkungen nicht kühl analytisch hinweggehen kann, sondern dadurch periodisch immer wieder in Depressionen fällt. Mit großer Intensität geht er auch solchen Stationen der Lähmung und Trauer nach. So gibt das Buch Zeugnis nicht nur von veränderter sinnlicher Wahrnehmung und indirekt von den unbefragten Selbstverständlichkeiten der Wahrnehmung sehender Menschen, sondern verbunden damit auch von Hulls Ringen um existentielle Neuorientierung in einer krisenhaften Lebenssituation. »Ich kann kein gleichmütiges oder sachliches Buch schreiben; ich muß auf meine Weise schreiben, muß versuchen zu verstehen, was mit mir geschieht. Dazu gehört auch, daß ich mich bemühe, das Blindsein als solches und mein eigenes Blindsein zu verstehen. Wenn ich verstehen will, dann geht es mir um eine Bedeutung. Mit diesem Satz spreche ich bereits ein Bekenntnis aus. Ich bin bereits der Überzeugung, daß ein in sich stimmiges Leben einem in Bruchstücke zerfallenen Leben vorzuziehen und daß eine volle Bedeutung besser als eine partielle Bedeutung ist.«⁶ Und er begreift dies als existentielle theologische Herausforderung, die ihn dazu nötigt, das Blindsein nicht einfach nur hinzunehmen. »Ich muß es integrieren. Ich muß versuchen, das Blindsein mit dem Sehen, das Bewußtsein mit dem Unbewußten, Gott mit dem Teufel, das Leben der Menschheit mit dem Kosmos, die

3 Ebd. 45.

4 Ebd. 189.

5 Ebd. 190.

6 Ebd. 186.

Kräfte der Schöpfung mit den Kräften der Zerstörung in einen Zusammenhang zu stellen. Der Gleichmütige leugnet tapfer diese Antithesen, aber ein Mensch, der den christlichen Glauben verstehen will, muß versuchen, über diese Unterschiede hinauszugehen und sie zu vereinen.«⁷ Solche Versuche der Sinnfindung probiert Hull allerdings unter ausdrücklichem Verzicht auf fragwürdige religiöse Verklärung seiner Krankheit als »Schicksal«.

Entsprechend schroff und zugleich sarkastisch fällt seine Ablehnung von Versuchen »religiöser Heilungen« aus, die ihm offeriert werden. So weist er etwa den gut gemeinten Rat eines Glaubensheilers, der als Remedium gegen Blindheit das Tragen einer Bibel empfiehlt, mit folgendem Kommentar ab: »Es tut mir leid, Mr. Cresswell ... aber ich bin nicht gewillt, das zu tun. Ich muß bereits viele Dinge in den Taschen haben, und ich bin nicht gewillt, das darin herrschende Durcheinander durch einen einzigen Gegenstand zu vergrößern. Ich trage Gottes Wort ständig in der Seele und im Herzen, und ich sehe keinen Nutzen darin, es auch noch in der Tasche zu tragen.«⁸

Dessen ungeachtet gibt es immer wieder Versuche der nicht nur theologisch grundsätzlichen, sondern zugleich sehr persönlichen Reflexion seiner Gottesbeziehung in seinem spezifischen Lebens- und Erfahrungskontext. So etwa im Blick auf deren lebensgeschichtliche Entstehung, insbesondere ihre Prägung durch die Beziehung mit seinem tief religiösen Vater, der methodistischer Geistlicher war.

Gerade in Situationen der Panik und Depression, auf der Suche nach seelischen Überlebensstrategien und Kraftquellen prüft er für sich die Kraft derjenigen biblischen Gottesbilder, deren Metaphernwelt auf Wahrnehmung und Kommunikation sehender Menschen Bezug nimmt, in denen insbesondere vom leuchtenden Angesicht Gottes und dessen identitätsstiftender Wirkung auf Menschen sowie vom Licht die Rede ist: Es sind dies das Formular des aaronitischen Segens, insbesondere die wiederholte Rede vom »Angesicht Jahwes (4Mos 6,24ff), ferner ein Vers im 1. Johannes-Brief »Gott ist Licht, und in ihm ist keine Finsternis« (1Joh 1,5). Aber gerade der dort gefundene Zugang erweist sich für ihn zunächst nicht als hilfreich. »Das ist für mich nur begrenzt von Nutzen. Wohl mag Gott im Licht sein, aber ich bin in der Finsternis. Dieser komplementäre Archetypus unterdrückt mich durch das Grelle seines Kontrasts. Dadurch, daß er die Dunkelheit auslöscht, löscht er mich aus. Der Archetypus des Lichts hebt den Archetypus der Finsternis auf, aber er transzendiert ihn nicht. Er kann die Dichotomie von Finsternis und Licht nicht transzendieren, weil er ein Teil von ihr ist. Ich muß einen alternativen Archetypus höherer Ordnung finden.«⁹ So sucht und fragt Hull weiter nach ihm eher tragenden und im Schmerz über den Verlust

7 Ebd. 187.

8 Ebd. 106.

9 Ebd. 81.

des Augenlichts gewiß machenden biblischen Zeugnissen. Zu den besonders eindrücklichen Passagen des Buches in diesem Zusammenhang zählen diejenigen Abschnitte, in denen er den Psalm 139 im Blick auf seine von Blindheit geprägte Lebenssituation meditiert und der Beziehung zwischen Beter und Gott in den Aussagen der einzelnen Verse genauer nachspürt.

Dabei macht Hull die überraschende Lese-Erfahrung, daß dieser Psalm einerseits die Situation sehender Menschen voraussetzt, andererseits aber vielfältig auch Gefühle zum Ausdruck bringt, wie er sie gerade als typisch für blinde Menschen identifiziert. Zum einen erkennt er in den Aussagen über Gottes Wissen und ausdrückliches Sehen aller menschlichen Wege (V.3) und gerade auch der unausgesprochenen Gedanken eine Korrespondenz zum Vermögen sehender Menschen, mit dem Gegenüber ohne Worte, allein über den Austausch von Blicken und extraverbal Kommunikation aufnehmen zu können. Hier bestätigt der biblische Text die Erfahrung, die Hull auf die Einsicht zuspitzen kann: »Gesehen werden ist existieren«.¹⁰

Zum anderen aber hört er aus weiteren Metaphern, etwa derjenigen der haltenden Hand (V.5), den Weg und das Bedürfnis blinder Menschen nach taktiler Kontaktaufnahme und körperlicher Berührung in Begegnungen mit anderen angesprochen. Insbesondere gilt für ihn die im Psalm formulierte Gegenwart Gottes in der Überschreitung und Außerkraftsetzung der Kategorien normaler Wahrnehmung, derjenigen von nah und fern, aber eben auch von Licht und Finsternis. Daraus leitet er eine für sehende Menschen wohl zunächst verblüffende Überzeugung ab: »Ich fühle mit Gewißheit, daß der Autor dieses Psalms blind war. Niemand sonst hätte die religiöse Erfahrung des Blinden in so kraftvollen Worten beschreiben oder die Gegenwart eines Blinden vor Gott so vollkommen interpretieren können.«¹¹

Diese Erfahrung ist mehrschichtig, ambivalent, wie auch das Gotteszeugnis des Psalms, und zwar gerade in bezug auf die Polarität von Licht und Dunkelheit. In Hulls subjektivem Erleben gibt es einerseits das ihn periodisch überkommende schreckliche Gefühl des Mangels gegenüber sehenden Menschen, das Gefühl, in der Finsternis des Nicht-Sehen-Könnens zu versinken. Aber Blindheit löscht andererseits den die Situation sehender Menschen prägenden Unterschied aus. »Niemand kann mir das Licht ausschalten.«¹² Eben diese Existenzweise jenseits von Licht und Finsternis – und nicht der zuvor angesprochene Archetyp des Lichtes – wird ihm schließlich zum wesentlichen Merkmal der Transzendenz der im Psalm artikulierten Gotteserfahrung. »Finsternis ist dir wie das Licht.« Das ist nicht das Symbol eines Lichtstrahls, der die Finsternis durchdringt und

10 Ebd. 77.

11 Ebd. 84.

12 Ebd. 85.

sie vertreibt. Gott überwältigt die Finsternis nicht mit seinem Licht: er repräsentiert die reine Erkenntnis, zu der das Licht und die Finsternis auf ihren unterschiedlichen Wegen hinführen.«¹³ Daraus erwächst ihm paradoxerweise die Gewißheit der Nähe Gottes, das Vertrauen, daß sich eben dieser Gott auch ihm zuwendet. »Ich erfahre, nicht mehr durch den Wechsel von Tag und Nacht, von Licht und Finsternis, wie meine Tage verstreichen, und auch in diesem Sinne ähnelt meine Erkenntnis dieser Tage eher der Gottes.«¹⁴

3

Hulls Gedanken zur Eigenart der Selbstwahrnehmung wie zum Gottesverständnis stehen im singulären autobiografischen Kontext eines einzelnen Menschen, der das Augenlicht verloren hat. Jeder andere mag diesen Text im Horizont eigener Erfahrungen und weitergehender Reflexionen anders lesen. Vielfältig könnten also die Versuche sein, hier die Geltung und auch die weiterreichende Erschließungskraft singulärer Erfahrungen für allgemeine Thesen zu verfolgen, etwa zur Dialektik von Sinn- und Fragmentenerfahrung oder auch zum nicht-linearen Charakter von Lernprozessen. Aber der Autor legt Wert darauf, in seinem Essay nicht einmal für alle blinden Menschen repräsentative Erfahrungen formuliert zu haben. Schon dies verbietet es uns, hier im Sinne naiver Exemplarität Illustration für prinzipielle allgemein-menschliche und theologische Sachverhalte zu deduzieren. Und doch kann und muß Hull in seinem erfahrungsbezogenen Essay gerade auch darin ernst genommen werden, daß er implizite Beiträge zu induktiver Theoriebildung liefert. Von da aus sind abschließend Besonderheiten und auch Fragen an die Theorie zu notieren.

Diese Meditation ist für mich doppelt beeindruckend. Zunächst deshalb, weil sich ein Mensch offenbar in ungewöhnlich radikaler Weise seiner Situation aussetzt und gerade in seiner oft als bedrückend erlebten Lage schließlich in das Gotteslob des Psalms mit einstimmen kann.

Anderen Menschen, die diesen Text unter anderen Lebenshorizonten her lesen, blieb das verwehrt, denkt man etwa an T. Moser, der in der bekannten religionskritischen Abrechnung mit dem Gottesbild seiner Kinderzeit gerade im Blick auf Psalm 139 »Drohung und Unentrinnbarkeit unter der Oberfläche«¹⁵ solcher Lobpreisung verspürt, vor dessen innerem Auge der aus der Erziehung abkünftige Gott eher als ein »ewig-kontrollierendes big-brother-Gesicht«¹⁶ erschien. Die Frage, warum Hull den Psalm nicht wie T. Moser als Beängstigung, sondern als Bestätigung

13 Ebd. 85.

14 Ebd. 86.

15 *Tilman Moser*, Gottesvergiftung, Frankfurt a.M. 1976, 42.

16 Ebd. 14.

akzeptieren kann, ist naheliegend, jedoch aus verschiedenen Gründen nicht restlos zu beantworten.

Beeindruckend ist auch ein Zweites. Die Meditation irritiert herkömmliche Wahrnehmungsmuster biblischer Texte, indem sie konsequent die Wahrnehmung eines blinden Menschen als Lebenskontext zur Verstehensvoraussetzung erhebt und damit indirekt auf die Perspektive sehender Menschen in ihrer Bedeutung für Selbstbilder wie für Gottesbilder weist. Auch wer als Theologe weniger am persönlichen Schicksal ihres blinden Autors interessiert ist, ja, wer vielleicht gerade als sehender Mensch die unüberbrückbare Kluft unterschiedlicher Ausgangspositionen ernst nehmen will, wird darin den Hinweis auf einen weithin übersehenen Zusammenhang religiöser Erfahrung und biblischer Metaphorik mit eigener sinnlicher Erfahrung, und zwar speziell über die Augen, entnehmen müssen.

Hull verweist in seinem durch ganz persönliche Erfahrungen geprägten Zugang zum Gottesbild von Psalm 139 auf einen zugleich überpersönlichen Zusammenhang von Erfahrung und Symbol in religiöser Sprache, insbesondere aber im Gottesverständnis, damit auf ein Grundproblem symbolisch reflektierter Theologie wie theologischer Ästhetik. Das Frappierende an seinem Stück »empirischer Theologie« besteht darin, daß seine Meditation und Reflexion allen dogmatischen Warntafeln vor den Irrwegen »natürlicher« Theologie zum Trotz den fundamentalen biblischen Gedanken der Jenseitigkeit Gottes gerade nicht preisgibt, sondern ihn erfahrungsbezogen durchbuchstabiert. In der erweiterten Neuausgabe notiert Hull selbst, daß für sein Neuverstehen der Situation u.a. phänomenologische Analyse eine entscheidende Rolle gespielt hat.¹⁷

Wie verhält sich religiöse Sprache als sprachlicher Interpretationsrahmen für Transzendenz-Erfahrungen des Alltäglichen zu sinnlicher Wahrnehmung von Auditionen und Visionen, wie verhalten sich umgekehrt gestalthafte Wahrnehmung zu sprachlicher Reflexion? Das Problem von Ästhetik und Hermeneutik, auch das der Zeichenvermitteltheit von Wirklichkeit, bleibt also weiter dringlich. Hull liefert wichtige und weiterführende Impulse zu seiner Klärung. Denn zum einen stößt er beim Bemühen um Verstehen seiner Erfahrung »im Lichte« biblischer Sprachbilder auf eine sinnliche Grundierung dieser Sprache wie der sie fundierenden Alltagssprache. Die religiöse Sprache – gerade Hulls höchst persönliche religiöse Sprache – ist von Sinnlichkeit nicht gereinigt. Wahrnehmung der Welt und des Selbst und Wahrnehmung Gottes bleiben in stetem Bezug auch auf Visuelles und Auditives ausgedrückt. Das Problem spitzt sich zum anderen noch zu, wenn Hull die ästhetische Qualität von Offenbarung hervorhebt, dabei aber einen spezifischen »ne-

17 Hull, *On Sight and Insight*, a.a.O., XIV.

gativen« Offenbarungsbegriff gebraucht, in welchem gerade bestimmte Negation zum Schlüssel für Gotteserfahrung wird.¹⁸

Es fragt sich, ob Halls Meditation nicht von einem stark rezeptiven Verständnis von Sehvorgängen geprägt ist, welches nach cartesianischem Modell das Auftreffen von Lichtstrahlen auf das Auge zum Kriterium des Sehens macht, womit koenästhetische Zusammenhänge von Sehprozessen unterbewertet sind. Es fragt sich deshalb weiter, ob der damit vollzogene Verzicht auf Sehen als Moment religiöser Erfahrung von anderen Menschen (anthropologisch wie theologisch) zwingend ist. Das wäre – gerade auch im Gespräch mit dem Autor – weiter zu diskutieren. Halls Meditation und Reflexion kann eine Ahnung davon vermitteln, welche existentiell erschließende Bedeutung und damit welche bislang übersehene theologische Dignität »sinnlicher Unmittelbarkeit« für bestimmte Schlüsselerfahrungen – ohne naive Verdinglichung des Religiösen – zukommen kann, welche eben keiner nachträglichen theologischen Interpretation bedürfen, wie dies im Anschluß an Levinas festzuhalten ist.¹⁹ Wenn Wahrnehmung der Welt und des Selbst und Wahrnehmung Gottes prinzipiell miteinander korrespondieren, so könnte Hall die Theologie dazu provozieren, hier näher »hin zu sehen«, diesen Zusammenhang von theologischer Wahrnehmung und sinnlicher Wahrnehmung des Alltäglichen weiter zu klären. Gerade daraus könnten sich auch fruchtbare Impulse zu einer Didaktik gegen das »gefräßige Auge« ableiten lassen.

Dr. Hans-Günter Heimbrock ist Professor für Praktische Theologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.

18 Vgl. dazu ausführlich Hans-Günter Heimbrock, *Gott im Auge. Über Ansehen und Sehen*, in: Wolf-Eckart Failing / H.-G. Heimbrock, *Gelebte Religion wahrnehmen. Lebenswelt – Alltagskultur – Religionspraxis*, Stuttgart 1998, 123–144.

19 Vgl. dazu Peter Biehl, *An Schlüsselerfahrungen lernen*, in diesem Band, S. 24 bzw. S. 39.